

Gerhard Meier

Land der Winde

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1268 der Bibliothek Suhrkamp

Land der Winde, Abschluß der *Amrainer Tetralogie*, schreibt, mit Worten musizierend, Gerhard Meiers dichterische Gegenwart fort. Amrain taucht wieder auf – ein Dorf am Schweizer Jurasüdfuß – und in Amrain der Erzähler, Rudolf Bindschädler, mit seinem in der Zwischenzeit verstorbenen Freund Kaspar Baur.

»Bei Meier zählt nicht der Plot, sondern jeder einzelne Satz, ja jedes Wort, und nie wird bei ihm die Sprache zum bloßen Transportmittel für ›Handlungen‹ oder ›Ereignisse‹ degradiert. Allerdings sieht Gerhard Meier das pure Dasein ganz alltäglicher und gewöhnlicher Dinge als ereignishaft und erkennt in der immerwährenden Wiederholung unserer einfachsten und selbstverständlichsten Handlungen das innerste Geheimnis des Lebens, dem seine Kunst entsprechen möchte.«

Peter Hamm, Die Zeit

Gerhard Meier
Land der Winde

Roman
Mit einem Nachwort
von Werner Morlang

Suhrkamp Verlag

Das Nachwort wurde der Ausgabe von 2007 hinzugefügt.



Erste Auflage dieser Ausgabe 2024
© 1990, 2007, Suhrkamp Verlag AG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-24409-8

www.suhrkamp.de

Land der Winde

*Der Mensch, vom Weibe geboren,
lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe.
Hiob*

»Viele meiner Kollegen waren Macher. Und Gemachtes ist leichter nachzuvollziehen. Ich war ein Wesen, das aus der Müdigkeit kam. Vielleicht kommt auch das Maßliebchen von dort?

Während viele meiner Kollegen Flüsse ausmaßen, Seen, Tiefebenen, Historienbilder, Häuser und Herzen, zu schweigen von den Wegen, die zurückzuführen hätten (ins Paradies), schwang ich mich auf den schwarzen Schimmel, um hinter die sieben Berge zu entkommen, ins Sneewittchenland sozusagen; denn auf dem schwarzen Schimmel zu reiten – sei Kunst, sagte unsere Enkelin, als sie fünf, sechs Jahre alt war.

Ich hatte Pferde oft zugeschaut, den gewöhnlichen, vor allem wenn ich die Grippe hatte. Es waren die Pferde unseres Nachbarn, der sich erhängte, als er mit ihnen nicht mehr zu Rande kam. Vier Wochen später wurde auf der großen Matte des Eierhändlers ein Fest veranstaltet, nicht ihm, sondern den Verwandten seiner Schwägerin zu Ehren. Wobei der Vollmond über der von innen erleuchteten, rot-weiß gestreiften Festhütte stand, was dem Ganzen etwas Zirkushaftes gab, untermalt von Trachten- und Volksliedern.

Manchmal stellte ich auf den Bäuchen besagter Pferde Drehbewegungen fest, worauf die Pferde emporsprangen, an der großen Matte des Eierhändlers entlanggaloppierten, die Köpfe herumwarfen, so daß anzunehmen

war, die Pferde könnten Glück produzieren in ihren Bäuchen, und für den Eigenbedarf.

Ich ertappte sie auch beim Meditieren, ausgerichtet nach Osten hin, nach dem Reich Kaiser Franz Josephs also, wo es die Reiterheere gab, wie es im Himmel ein Heer auf weißen Pferden gibt.

Kunst ist – auf einem schwarzen Schimmel zu reiten. Das glaubte ich meiner Enkelin. Ich habe Kindern immer geglaubt.

Beim Reiten auf dem schwarzen Schimmel wurden die Flüsse ausgelöscht, die Seen, Tiefebenen, Historienbilder, Häuser und Herzen, auch die Inseln mit den Liebespaaren darauf und den Seerosen darum herum, auch der Nebel über den Tiefebenen, der zuweilen aufstieg und als duftiger Schleier dahinzog, über Skabiosen mit Kohlweißlingen darauf.

Hinter den sieben Bergen dann lag einem eine Welt zu Füßen, die etwas von Caspar David Friedrichs *Böhmischer Landschaft* an sich hatte, mit einem Klang darüber, der von Weingläsern herzurühren schien, deren Ränder mit feuchten Fingern bestrichen wurden, von Witwen beim Leichenmahl ihrer Männer.

Reglos, als Häuptling Seattle gleichsam, mit dem Weltenwind im Gesicht, ging einem auf, daß die große Matte des Eierhändlers mit dem Festzelt darauf, dem rot-weißen, und dem Mond darüber, dem vollen, und dem Reich dahinter, in das die Pferde des Nachbarn zu starren beliebten, nur ein Abguß sein konnte der großen Matte des Eierhändlers, die einem hier, im Sneewitt-

chenland, zu Füßen lag, mit dem Festzelt darauf und dem Reich Kaiser Franz Josefs dahinter, welches den Kafka hervorgebracht hatte, den Anton Bruckner, Joseph Roth, der seinerzeit den Untergang dieses Reiches mit Noblesse festgehalten hatte, im *Radetzky* marsch, einem Werk von kristallem Klang, gewissermaßen.

Mit einer Skabiose im Maul und im Galopp brachte er einen wieder heim, an den Rand der großen Matte des Eierhändlers, die eine Zeitlang nur noch Hahnenfuß hervorgebracht, was ihr aber einen fernöstlichen Einschlag zu geben vermocht hatte.

Und man hatte dann wirklich den Eindruck, die Welt hier rieche nach Gips . . .

Die Welt existiert erst, wenn sie formuliert, in Sprache gefaßt vorliegt. Darum wurde ihr wohl auch gleich die Bibel nachgeliefert, worin sogar geschrieben steht: ›Im Anfang war das Wort.« Und weil die Welt sich laufend verändert, muß sie laufend neu formuliert werden, was den Überhang an Formuliertem erklären mag, der nicht eitel Freude bereitet, denn wer möchte schon alles nachgetragen haben? Zum Beispiel das von der großen Matte des Eierhändlers, mit rot-weiß gestreifter Festhütte darauf und dem Vollmond darüber und den Pferden daneben und dem Reich Kaiser Franz Josefs dahinter, wobei die Festhütte, wie gesagt, erleuchtet und von Volksgesängen durchdrungen war . . .

Amrain war das Zentrum der Welt. Ich hatte es festgestellt, als ich an einem Morgen und sonntags zur Post ging, verhältnismäßig früh am Tag also, und Anfang No-

vember. Auf dem Heimweg kam ich an der Brauerei vorbei. Die Bäume ließen die Blätter fallen. Der Wind wirbelte sie herum. Die Toten, das heißt, der alte Fabrik-schmied, mein Schulkamerad (Kaufmann und Klavier-spieler, Chopinspieler), der massige Wirt der Brauerei, der Chirurg Dr. Ramser und der Schuhmacher, der über viele Jahre seines Lebens Oberturner war, alle diese Dahingegangenen schauten den Blättern nach. Und ich fühlte, sehr heftig eigentlich, daß das nun das Zentrum der Welt sein mußte: Amrain, insbesondere die Braue-ri zu Amrain, samt den Häusern darum herum, dem Boden darum herum und samt den Bäumen darauf, auch jenen, die es nicht mehr gab.

Noch ehe ich zu Hause war, dachte ich an Jasnaja Pol-jana, und daß ich immer, wenn die Blätter fielen, *Krieg und Frieden* hatte lesen wollen . . .

Die Brauerei in mir drin, die noch alle Bäume um sich herum hatte, also auch die zwei feinblättrigen Akazien an der Nordseite, in deren Kronen sich jeweils das große Gelächter verfing, das der massige Wirt von sich gab, bei offenen Fenstern und leerer Gaststube eben, diese Brauerei war wirklicher als die, die gerade umgebaut wurde, ohne daß dabei die großen Umrisse verändert worden sind; einzig die zwei Kastanien an der Westseite mußten weichen, unter welchen Anfang der zwanziger Jahre das Turnerfoto gemacht wurde, das dann perlmut-terfarben neben einer Badezimmertür hing, ennet den Bergen, nicht jenen sieben freilich, hinter welchen das Sneewittchenland lag, das Friedrichs *Böhmischer Land-*

schaft glich, mit einem Glasklang darüber, das sich in einem selbst vorfand und in dem die Welt aufgehoben, während die wirkliche der Verwitterung anheimgegeben war. Wobei der schwarze Schimmel, jener mit der Ska-biose im Maul, die Verbindung zu gewährleisten hatte zwischen hüben und drüben.

Die Brauerei hinter den sieben Bergen also wurde sommers immer wieder umspült von Mazurken, welche mein Schulkamerad dem schwarzen Klavier entlockte in der Stube über dem Stoffladen, von wo ich zuschauen konnte, wie besagter Wirt das Einfahren der Erntewagen in die Scheune überwachte, die Hände in die Seiten gestützt.

Beim Festzelt, mit dem Licht und den Volksklängen darin, welche die rot-weißen Planen durchdrangen, um sich über die Matte auszubreiten, mit dem Vollmond darüber, über die große Matte des Eierhändlers, neben welcher sich vier Wochen zuvor der Bauer aufgehängt hatte, nachdem er mit den Pferden und anderem nicht mehr zu Rande kam, bei diesem Festzelt also wurde gegen Mitternacht auch noch ein Feuerwerk losgelassen, unter Böllerschüssen sozusagen und bewundernden Rufen der Herumstehenden, von denen sich etliche abgelöst und an die Stämme der Apfelbäume gelehnt hatten, wo es früher großblütige Vergißmeinnicht gab, um nach den Sternen zu schauen, über welche der Bauer von nebenan gewandert sein mußte und weit darüber hinaus . . .

Unsere Mundart roch wie das Leben. Sie kam auch daher wie das Leben. Von der Mundart her bekam die

Schriftsprache etwas Bäurisches mit, etwas Schwerfälliges. Sie wurde also von den Rändern her um Versatzstücke gebracht, um Brillanz, so daß sie ein klein wenig nach Federvieh zu riechen begann, nach Maßliebchen. Und was die Sprache nicht zu schaffen vermochte, das schaffte die Bildneri. Und was der Bildneri nicht gelang, blieb der Musik vorbehalten. Vielleicht war die Welt ein Klang . . .

Nie habe ich mich einspannen lassen vor den Karren jener Herolde, die jeweils Eden auszurufen beliebten, das neue natürlich, mit Blut und Tränen erkaufte. Verfallen hingegen war ich von jeher der Hinfälligkeit, dem zerbrechlichen Menschen, dem Klang, der die Welt ausmacht.

Diese Herolde führten Aufklärer mit sich, die angesetzt wurden auf die Spuren schwarzer Schimmel vor allem. Worauf diese in die Berge zu entkommen versuchten, hinter welchen das Sneewittchenland lag, jene Gemarkung, die etwas an sich hatte von Caspar David Friedrichs *Böhmischer Landschaft*, mit einem Klang darüber, der an ein Weinglas denken ließ, dessen Rand mit feuchtem Finger bestrichen wird.

Diese Aufklärer machten nebenbei in Aufklärung, die bereits mitten in Eden passierte, unter dem Baum des Lebens, als die Schlange der Eva gebot, von dessen Früchten zu essen, auf daß sie werde wie Gott.

Das geschah also im Garten Eden schon, wo allerlei Bäume aufwuchsen, lustig anzusehen, und der wieder erstehen wird, aber nicht durch Herolde und Aufklärer,

sondern durch den, der den großen Klang erzeugt, indem er mit trockenem Finger an der Spirale des Nebels im Sternbild der Jagdhunde entlangstreicht, daß es widerhallt bis an die Ränder der Welten . . .

Bei uns wurde also auch herumgekarrt, nur knarrten hier die Karren etwas lauter, so daß sich davonstehlen konnte, was sich gefährdet fühlte. Wobei der Weltenwind von hinter den sieben Bergen her gelegentlich ein Wiehern wehte über das Knarren hin.

So hatten auch wir unsere Geräusche, wir vom Rande des Raums, des germanischen, von wo der Grüne Heinrich herkommt und der Jakob von Gunten, die aber beide um die Zentren gewußt haben, um Berlin zum Beispiel, die Stadt auf dem Sand der Mark Brandenburg, nördlich derer Uwe Johnsons Mecklenburg lag, an das sich die Ostsee anschloß, deren kurze Wellen, nach Johnson, *kabbelig* genannt worden seien.

Schön wäre es gewesen, wenn der Grüne Heinrich, der Jakob von Gunten und meine Windfiguren sich hätten finden können, als Wanderer gewissermaßen – Wanderer vom Rande des Raums. Und wenn der Marcel Proust, Claude Simon, Samuel Beckett, Leo Tolstoi und die Virginia Woolf dann auf schwarzen Schimmeln, quasi als Don-Kosaken, in Erscheinung getreten wären, hätten meine Windfiguren, Jakob von Gunten und der Grüne Heinrich gewiß dem Meretlein zugezwinkert – dem Meretlein im Bohnenfeld. Und Uwe Johnsons Mecklenburg hätte wieder Mecklenburg geheißen. Und die Kohlweißlinge im Kirschgarten wären wieder Schnee-

flocken vor den Fenstern des Instituts Benjamenta gewesen. Und die Walzerklänge vom Kaiserball zu St. Petersburg hätten als Staubfahnen der Don-Kosaken figuriert, wobei diese Klänge der Natascha gegolten hatten, dem Fürsten Andrej. Und die Chrysanthemen vom Blumenmarkt auf dem Bärenplatz zu Bern wären jene gewesen, die Marcel Proust in Odettes Salon plazierte, wo sie die Farbklänge der untergehenden Sonne zu imitieren hatten, wenn der Novemberhimmel über Paris erloschen war (während nun der Himmel über dem Bohnenfeld zu glühen geruht hätte).

Am Bärenplatz übrigens lag das Fédéral, wo Robert Walser ein und ausgegangen ist, wenn er nicht gerade an seinen Mikrogrammen schrieb. Von dort aus ist er dann aufgebrochen ins Glasland – ohne wiederzukehren.« –

Gerassel eines Schnellzugs deckte das Gerede zu, das aus dem Winterasternstrauß gedrungen war. Ostwind bewegte die Blüten, die porzellanfarbenen, von den Rändern her rosa eingefärbt. Darüber stand geschrieben – KASPAR BAUR –, wobei die Buchstaben in den Kalkstein gehauen waren, in jenes Material, aus welchem der Berg aufgebaut ist, der sich nördlich von Amrain hinzieht. Um mich herum waren also nicht die Toten von SPOON RIVER, hier lagen die Gebeine der ehemaligen Amrainer, in einer Tiefe von ungefähr einem Meter fünfzig und ziemlich gehäuft vermutlich, denn Amrain besitzt ja kein Beinhaus. Darunter mußten sich Schädel, Wirbel-, Ober- und Unterschenkelknochen von Baur's Mutter befinden, seines Vaters, der Julia, der Lina, aber

auch jene des alten Fabrikschmieds, des Wirts der Brauerei, des Schuhmachers, der über viele Jahre seines Lebens Oberturner war. Wobei die Gebeine von Baur's Vorfahren mütterlicherseits in der Erde der Insel Rügen ruhen mußten, denn Baur's Mutter stammte aus dem nördlichsten Deutschland, woher sie, zusammen mit ihrem Mann, zu Anfang des Jahrhunderts in die Schweiz hergereist kam, die Insel Rügen im Herzen behaltend, so daß Kaspar Baur inmitten von Gänsen, Enten, Trut- und gewöhnlichen Hühnern aufwachsen durfte; einzig die Schafe fehlten, welche ihr Vater gehütet hatte, als Oberschäfer und auf Stelzen (um die Herde besser überblicken zu können).

Da lagen sie nun, die Toten von Amrain, machten in Litaneien, während die Winde übers Land strichen und das Martinisömmerchen den Birken gelbe Blätter aufsetzte, die im Wind vibrierten, in einem Wind, der aus dem Osten kam, wo's die Kesselschlachten gegeben hatte, und wo noch immer Totenschädel herumliegen, Oberschenkelknochen, mit und ohne Schenkelhals. Und nie scheint der Himmel tiefer, nie sein Licht bedrängender zu sein, als zur Martinisömmerchenzeit. Wobei wir, Baur und ich, ausgerechnet im Zenit eines Sömmerchens, am Martinstag des Jahres 1977, unseren Rundgang in Olten getätigt hatten, dabei auf eine *historische* Lokomotive stoßend vor den Werkstätten der Schweizerischen Bundesbahn. Man schritt über die Gösgerstraße ins Industriequartier, dessen Straße von Ahorn- und anderen Bäumen gesäumt war, gelangte über eine

große Schlaufe wieder an die Aare zurück, folgte dieser gegen die Strömung, überquerte die Trimbacher Brücke, um eine Schlaufe durch die Altstadt zu ziehen, dabei das alte Spital passierend, das einen an die Liegenschaft von Jasnaja Poljana gemahnte, Tolstois Landsitz. Nachdem man die Matte überquert, auf welcher sich das Tennisspiel ohne Ball abgespielt hatte, stand man ein wenig später vor dem Zoohaus *Arakanga* an der Unterführungsstraße 18, wo sich der Papagei gerade hinter dem rechten Ohr kratzte (mit zwei Zehen des angeketteten rechten Fußes), wobei das Ohr natürlich nicht zu sehen, der Stelle nach aber zu vermuten war. Das rechte Auge hielt er genüßlich geschlossen, den Kopf leicht nach rechts geneigt. Worauf man dem Ausgangspunkt zustrebte, während der Westhimmel ein Aquarell simulierte, aus Rosa-, Grau-, Blau- und Orangetönen, ein Aquarell riesigen Ausmaßes. Dann begann es zu schneien.

Das war nun also der Fleck Erde, wo sich die Urne des Kavalleriemajors zu Füßen des Grabes seiner Gattin befunden, aus welcher der Wind dann und wann eine Prise Asche geweht habe, Richtung Gehöft des Kavallerie-Majors, das nicht mehr existiert. An seiner Stelle befindet sich heute das Weberhaus. Und da habe auch der Grabstein mit dem Engel gestanden, der Grabstein der Mutter von Baur's Schulfreundin Linda. Er hatte, nach Baur, eine Lilie in der Hand, dieser Engel, und Flügel, während die Frau des Kavallerie-Majors auf ihrem Stein einen Engel ohne Flügel hatte. Dafür hielt er eine Rose in der Hand, eine weiße vermutlich.

Als wir damals, am Karneval, auf dem Friedhof zu Amrain eine Deponie von Grabsteinen antrafen, erwähnte Baur, daß darunter auch jener von Lindas Mutter sei, auch jener der Frau des Kavallerie-Majors, also Grabsteine mit Engeln darauf, mit und ohne Flügel, beide aber mit einer Blume in der Hand.

So geht die Zeit dahin! Und es ist, als würde sie von Winden verweht, über die Meere hin, die sich ihrer bemächtigten, so daß die Brandung eigentlich hörbar gewordene Zeit wäre, von Menschen abgestotterte Zeit, abgestottert auch von Maßliebchen und Schwalben, wobei letztere ebenfalls Meere überqueren, was der Brandung einen Unterton mitzugeben hätte: das Rauschen der Flügel der Schwalben. Kaspar soll sie übrigens gemocht, soll sein Leben in Tage mit und ohne Schwalben eingeteilt haben.

Eigentlich hatte ich vorgehabt, im September auf Kaspar Baur's Grab zu pilgern. Der September war für uns beide immer so etwas wie ein Mörrike-Monat, vermutlich Mörrikes Septembergedichtes wegen, das man septembers jeweils zu lesen liebte, ohne freilich auf die Fülle von Goldlicht zu stoßen, mit welcher die Erinnerung es angereichert hatte.

Nun war es November geworden, Zeit der Winterastern, indes jene auf Kaspar Baur's Grab porzellanfarben waren, wie gesagt, von den Rändern her rosa eingefärbt, was einen an Baur's letzte Nacht denken ließ, wo die Eschen vor dem Spital den ersten Schnee entgegenzunehmen hatten, auch die Dächer von Amrain. Nun ruh-

ten einige von jenen hier, die damals unter den Dächern mit dem ersten Schnee geschlafen hatten, hier, einen Meter fünfzig unter dem Boden, ihre zweihundertzwölf Knochen schön geordnet, denn man hatte ihre Gräber noch nicht eingeebnet, nicht umgewühlt. So lagen sie also da, seine Cousins, Cousinen, versammelt um Kaspar Baur, Verwandte, mit denen er eigentlich, soviel ich wußte, nicht zu verkehren geruht hatte, obschon er teilgenommen habe, aus Distanz zumindest, an ihren Tagen mit und ohne Schwalben. Und wenn er sich verabschiedet habe von dem einen oder andern seiner Verwandten, am offenen Sarg und anlässlich eines Kondolenzbesuches, sei er für gewöhnlich erleichtert gewesen, obwohl auch deren Leben angereichert gewesen sei mit Martini-sömmerchen, Schwalben und dem Duft der Steinbrüche, der sich an warmen Tagen ausgebreitet habe bis an die Ränder der Ebene. –

Statt nun, wie es sich gehört hätte, den großen Klang aus dem Sternbild der Jagdhunde zu vernehmen, hörte ich das Klavierspiel des Bäckers, Lindas Vaters, das an Sonntagmorgen im Frühjahr aus offenen Fenstern über der Backstube und bis zum Domizil der Klara, einer Schulfreundin Lindas und Kaspars, gedungen sei, was dann für sie, die Klara, deren Eltern, Geschwister und vermutlich für alle, die es gehört hätten, so etwas wie Frühlings Erwachen bedeutet habe, nach Klara eben. Dieses Klavierspiel mußte also die Schwalben in Aussicht gestellt haben, die normalerweise in ihre angestammten Nester zurückzukehren belieben, um wieder-

um Junge aufzuziehen, die im Herbst den Weg über die Meere finden.

So stand ich lange am Grab Kaspar Baur, während durch die porzellanfarbenen Winterastern der Wind strich, von Osten her. Die Ulme (die vordere war längst dahin) hatte alle ihre Blätter verloren, wartete gewissermaßen auf den Rauhreif, der ihre Krone in ein Geweih zu verwandeln hätte, einem Wesen zugehörig, das der Auferweckung Ewigschlummernder harret, um sie dorthin zu geleiten, wo kein Schatten ist, kein Winter.

Ich schaute nach dem Jura; versuchte mich zu lösen von allem um mich herum, was mir immer besser zu gelingen schien.

Es war ein Tag von geradezu entsetzlicher Schönheit, ein Tag, wo die Dinge, die Hügel, Berge, Bäume, Häuser, die Leute sich leicht gaben, so daß man den Eindruck hatte, der liebe Gott habe sie für einmal, zumindest für einen Tag, dem Joseph Mallord William Turner überlassen, dem Magier, der die Welt in Duft und Klang zu verwandeln vermochte.

Am liebsten wäre man Birken zählen gegangen, die Birken um einen herum und weit darüber hinaus, bis nach Rußland hin, dem Birkenland, das in solchen Zeiten ein Licht abgibt, das die Erde zu umspannen scheint.

Angebiedert hätte man sich auch gerne, den Birken, wenn man zum Beispiel müde angelangt wäre am Rande jener Matten, wo diese Kesselschlachten stattgefunden hatten,